Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 5

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Katharina und die russische Seele

Mary Lavater-Sloman hat mit ihrem Buch „Katharina und die russische Seele" eine grosse, bewundernswerte Leistung vollbracht. Die klare, knapp zusammengedrängte Darstellung der russischen Geschichte bis zum Auftreten Katharinas beruht auf umfassendem Wissen und zeugt von überlegener Beherrschung des Stoffes.

Lebendig und anschaulich erstehen die aufeinanderfolgenden Episoden vor dem Leser: Das Aufblühen der am Handelsweg der Normannen nach Byzanz gelegenen Städte Nowgorod und Kiew. Die Wendung um das Jahr 1000, als Fürst Wladimir eine Schwester des Griechenkaisers aus Konstantinopel entführte und mit ihr den griechisch-orthotoxen Glauben nach Kiew bringt, von wo das byzantinische Christentum sich über das ganze russische Land ausbreiten wird. Dann brechen die Tataren aus Asien südlich vom Ural herein, überfluten das Land, reiten allen Widerstand der durch gegenseitigen Hader geschwächten Fürsten über den Haufen, verwüsten und plündern; auch Kiew, „die Mutter aller Städte", ihre goldenen Kuppeln, ihr Reichtum und all ihre byzantinischen Kunstschätze fallen dem Nomadenstamm zum Opfer. Nun wird mit der Tributpflicht der unterworfenen Fürsten die ewige, unheimliche Macht des Goldes zum Würger und Herrscher. Zweihundertfünfzig Jahre hat die Tatarenherrschaft gedauert. Der russische Fürst treibt seinerseits Tribut ein vom Grossgrundbesitzer, dem Bojaren, dieser presst das Aeusserste aus seinem Bauer und macht ihn zum Schuldknecht. Leibeigenschaft und Knute werden zur ehernen Fessel. Die Fürsten aber tragen mit dem Tribut auch Bestechungsgelder und Geschenke zum Chan der Tataren. Ob der Goldgier des Beherrschers gewinnt der Vasall Macht über ihn. Höher als alle anderen steigt der schlaue Moskowiter. Er hat sich den Chan auch durch Ehen mit dessen Töchtern verbunden, hat Moskau als erste Stadt des Ostens mit einer steinernen Mauer umgeben, er hat den Kreml zu einer uneinnehmbaren Burg ausgebaut und sich weite Gebiete zu eigen gemacht. Nachdem das Tatarenreich zerfallen ist, wird der Moskauer Nachkomme der Ruriken, Grossfürst Iwan, das Reich unter seinem Szepter einen, indem er als Folge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 die Vormachtstellung der griechisch-orthodoxen Metropole für Moskau beansprucht. Das lebendige Bindeglied zwischen Byzanz und Moskau war Iwans Gemahlin Zoe, die Nichte des letzten griechischen Kaisers aus der Dynastie der Paleologen. Der Metropolit von Moskau erklärt Iwan als Nachfolger Konstantins des Grossen, als Stellvertreter Gottes auf Erden, als Alleinherrscher, als „Zar der russischen Länder". Der byzantinische Doppeladler schwebt nun über dem russischen Zarenreiche. Etwas mehr als hundert Jahre werden

die Moskauer Ruriken herrschen, bis um ihren letzten schwachen Spross zwischen seinem tatarischen Schwager Boris Gudunow und seinem Onkel Romanow der Kampf um die Herrschaft entflammt. Nach dem Tode des legitimen Erben siegt Gudunow und lässt sich zum Zaren krönen, doch er stirbt auf der Höhe der Macht, und nun tritt Romanow das Erbe an und gründet die Dynastie, welche Russlands Geschick, von Asien weg, dem Westen zuwenden wird.

Ohne sich im Nebensächlichen zu verlieren, versteht Mary Lavater es, die grosse Linie des Geschehens von der Athmosphäre des Lebens zu begleiten, das Wesen des russischen Volkes fühlbar werden zu lassen, die religiösen Einflüsse zu schildern und ab und zu eine einzelne Figur, wie zum Beispiel den Kosaken-Hetman Stenka Rasin, unvergesslich plastisch hervortreten zu lassen.

Auch die Biographie Katharinas steht auf einem viel höheren Niveau, als die zahlreichen, mehr um einer gefälligen Brillanz als um wirklicher Qualitäten willen so erfolgreichen Bücher dieser Gattung. Hier liegt gründliche und gewissenhafte Sichtung ausgedehnten historischen Materials vor, und die Verfasserin gebietet über ausgesprochene sprachliche Begabung, sie ist phantasievoll in der Wahl wohl ausgewogener Metaphern und reich an Ausdrucksform.

Die grosse französische Biographin, Frau Saint René-Taillandier lässt oft zeitgenössischen Memoirenschreibern das Wort, um durch die Anekdote einen Charakterzug indirekt zur Geltung zu bringen. Frau Lavater-Sloman stellt den Leser vor ihr eigenes Urteil. Sie bewundert Katharina restlos und ist ganz auf die Hauptperson konzentriert. Die anderen Figuren werden nur im Abglanz der Kaiserin sichtbar. Diese ist zu einer überragenden Gestalt von packender Lebendigkeit geformt.

Schon bei der ersten Begegnung mit der vierzehnjährigen kleinen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, tritt der Keim jener Gaben in Erscheinung, die sich in der Herrscherin zu voller Blüte und Reife entfalten. Ihren politischen, geistigen, humanen und gesellschaftlichen Leistungen wird die Verfasserin gleichermassen gerecht. Katharina ist von stupender Vielseitigkeit und hat zu allem anderen auch „die Gottesgabe des Fleisses".

Der Fürst von Ligne hebt ihre Aktivität und ihre natürliche Menschlichkeit hervor durch ein kleineres Erlebnis, das sie ihm einmal erzählte: Sie habe am Morgen, wie oft, um die Diener nicht allzufrüh zu wecken, ihr Feuer im Ofen selbst angezündet. Da sei plötzlich ein jämmerliches Geschrei ertönt. Ein kleiner Kaminfeger, der nicht ahnte, dass sie schon vor halb sechs Uhr auf sei um zu arbeiten, hatte sich im Kamin zu schaffen gemacht. In aller Eile habe sie das Feuer gelöscht, den schwarzen Mann herunter gerufen und ihn herzlich um Verzeihung gebeten.

Das Tagesprogramm ist genau eingeteilt, und wer sich, allein aus dem Jahre 1763, Taten dieser damals fünfunddreissigjährigen Staatenlenkerin zusammenstellt, „gewinnt das Bild einer Schaffensleistung, wie sie für einen arbeitsgewohnten Mann in seinen besten Jahren kaum

glaublich scheinen würde". Auch die Abende sind geregelt, nur Dienstag und Samstag findet kein offizieller Empfang statt. Da sieht die Kaiserin ihre nächsten Freunde und einige ausländische Diplomaten und Gelehrte bei sich. Jeder Zwang ist verbannt. „Es war den Freunden verboten, sich zu erheben, wenn die Kaiserin kam und ging". Wer als Augenzeuge von diesen intimen Gesellschaften berichtet, steht unter dem Zauber ihrer natürlichen und geistvollen Athmosphäre.

Mary Lavater macht es sich zur Herzensangelegenheit, das Andenken Katharinas von dem Verdacht zu befreien, als alte Frau noch an jugendlichen Liebhabern Gefallen zu haben. Ist das so wichtig? Die Kaiserin lebte in einem auf diesem Gebiet vorurteilsfreien Jahrhundert, war eine leidenschaftliche und um ihrer Grösse willen einsame Frau, und ihrem ungewöhnlichen geistigen Ausmass mussten vitale Kräfte die Wage halten. St. Priest, ein französischer Emigrant, der 1791 in Petersburg weilte, schildert in seinen Memoiren die grosse Herrscherin mit verehrender Bewunderung, und die Erwähnung, Subow sei damals der Favorit der Zarin gewesen, „dont le faible était de ne pouvoir se passer d'amant", ist eine nebensächliche Bemerkung, welche die Angelegenheit an den ihr zustehenden nebensächlichen Platz weist.

Das Komplement ihrers Wesens hat Katharina in Potemkin gefunden. Sie war fünfundvierzig Jahre alt, als dieser sechunddreissigjährige Russe in ihr Leben trat. In ihm begegnet ihr die Verkörperung all dessen, was sie an das von ihr so verschiedene, von ihr so leidenschaftlich geliebte russische Volk kettete. Wer, angeregt durch die kurze, treffende Charakteristik, die Mary Lavater von diesem Manne gibt, mehr über ihn wissen möchte, wird mit Vergnügen die ausführlichere, glanzvolle Beschreibung Potemkins in den Memoiren des Grafen Ch. L. de Sègur lesen, der von 1785 an Botschafter am russischen Hofe war und die Zarin auf der berühmten, märchenhaften Reise in die Krim begleitet hat.

Katharina war ein westlicher Mensch, in ihrer zielbewussten Stetigkeit, ihrem rationalen Denken, ihrem Fleiss. Arbeit bedeutete ihr nicht allein Mittel zur Leistung, sie war ihr eine Quelle der Kraft. Ihre Ungeduld ist westlich; sie konnte es nicht „Gott und der Zeit überlassen Unebenheiten auszugleichen" wie der Russe, der staunte, „dass Matuschka ihre Zeit in Stunden und Viertelstunden zerlegt, anstatt es wie ihre Untertanen zu machen, die im präzisesten Fall ihre Zeit in Sommer und Winter zerlegten". Sie hat gleichermassen die Schwächen und die Kräfte des Russen erkannt, als Regentin, wie als Mensch. An mehr als einem ihrer Freunde hat sie die Unbeherrschheit der russischen Seele erleben müssen, und Alexander, der geliebte Enkel, als er sich dem Plan seiner Ernennung zum Thronfolger durch Flucht in die Einsamkeit zu entziehen wünschte, bewies ihr „die Freiheit des östlichen Menschen von materiellen Fesseln". Sie hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, dem ihr untertanen Volk westliches Selbstbewusstsein und westliche Tatkraft einzuflössen, wie auch, dem Westen die ewigen

Werte des russischen Wesens zu enthüllen und näher zu bringen, denn sie hat an die Fruchtbarkeit des Zusammenklingens beider Wesensarten geglaubt.

Mary Lavater, der es gelungen ist, dies zu überzeugender Wirkung zu gestalten, hat selbst in Russland gelebt, hat, als von aussen Kommende, Russland kennen und lieben gelernt. Wie ihre Schilderungen der Landschaft, der Städte, der Jahreszeiten, entstammt auch ihr Verständnis für die russische Seele eigenem Erleben. Das Buch ist getragen vom Schwung eines mit Begeisterung geschriebenen Werkes.

Th. Von der Mühll

General Dufour als Heerführer

Das unter diesem Titel, als Band 2 der Sammlung „Gestalten und Gewalten der Schweizer Geschichte", bei A. Francke in Bern erschienene Buch von Otto Weiss verdient hohes Lob und aufrichtigen Dank. An sich lockende Themen wie Dufour als Militärpädagoge und als Militärschriftsteller kommen bei der streng titelgerechten Arbeit von Otto Weiss naturgemäss nur nebenbei zur Sprache. Umso erschöpfender behandelt er auf 240 Seiten die militärische Führerpersönlichkeit Dufours, die er freilich so sehr ins Licht zu setzen weiss, dass wir nach der Lektüre des Buches überzeugt sind, Dufours Gesamtpersönlichkeit zu kennen. Insgesamt ist der grosse Genfer fünf mal zum Kommando der schweizerischen Armee ausersehen worden. Seine Leistungen im Sonderbundskrieg und in der militärischen Phase des Neuenburger Handels sind im Schweizervolk noch heute lebendig. Die Analysen, die Otto Weiss von beiden Generalaten bietet, dürften weitaus die gründlichsten sein, die darüber je versucht wurden. Da der Leser des Augustheftes der N. S. R. über die beiden letztgenannten Ereignisse wenigstens im Umriss unterrichtet wurde, erübrigt es sich an dieser Stelle, darauf abermals einzugehen. Wir heben an der so gut wie lückenlosen Darstellung besonders hervor, dass sie durch volle Berücksichtigung der jeweiligen Gegenseite ihr neues Gesicht und volles Gewicht erhält. Sehr bemerkenswert ist die Sachlichkeit des Verfassers in der Behandlung des sog. Rheinfeldzuges von 1857, welche heutige Leser am meisten fesseln wird. Es spricht im weitern für die Solidität des angezeigten Buches, dass aus den einzelnen Phasen von Dufours Tätigkeit der allgemeine Teil, das Grundsätzliche, sich wie von selbst ergibt. Bei Dufours Wesenseinheitlichkeit war seine Auffassung von Strategie und Führung, von Landesverteidigung und Landesbefestigung in der Tat ebensosehr Voraussetzung wie Resultat seines Auftretens in geschichtlichen Augenblicken. Nach der technischen Seite wird der Wert des Buches von Otto Weiss erhöht durch die Heranziehung einer sehr grossen gedruckten wie ungedruckten Literatur einschliesslich mündlicher Ueberlieferung, die noch zu unsern Lebzeiten sich erschöpfen wird. Wir vergessen schliesslich nicht die Beilage von vierzehn schematischen Karten, die stattgefundene

oder in Aussicht genommene Heeresbewegungen Dufours veranschaulichen. Die letzte dieser Skizzen betrifft die Verteidigung der welschen Schweiz nach einem Gutachten des Generals aus dem Jahr 1864. Wenn wir bedenken, wie wenig systematisch i. a. unsere Literatur über Dufour vorzugehen pflegt, so erscheint der Wunsch doppelt gerechtfertigt, die Vorzüge der Untersuchung von Otto Weiss möchten bei künftiger Bearbeitung der andern Tätigkeitsgebiete des Generals nachgeahmt werden.

Fritz Ernst.

Ein deutscher Gesellschaftsroman

Der deutsche Roman der Gegenwart hat eine grosse Absenz: den Gesellschaftsroman. Darin zeigt sich vielleicht überhaupt seine heimliche Schwäche. Der Roman ist nicht mehr wie bei Balzac und Keller, Tolstoi und Thomas Mann das lebendige Instrument der kulturellen Diskussion, wo zwischen Satire und Utopie die bestehenden Lebensordnungen geprüft und die künftigen geplant werden. Der in der Grosstadt spielende Zeitroman mag nicht gedeihen, denn er ist vom Verdacht bedroht, „Asphaltliteratur" zu sein. Man hat dies auch in Deutschland selber beklagt. Der Bauernroman ist kein Ersatz dafür, umsomehr, als er sich meist in einer ziemlich idealischen Landschaft abspielt. Er befleissigt sich nicht selten einer merkwürdigen künstlichen Kargheit und einer Romantik des Schwerfälligen und berührt die eigentlichen Gegenwartsfragen auch des Bauerntums selber kaum. Weiter greift, etwa mit den grossen Werken Werner Bergengruens oder Edzard Schapers, der historische Roman. Aber die reine Sinnbildlichkeit des geschichtlichen Raumes, die sein Vorteil ist, entschädigt nicht für den Mangel eines unmittelbaren Bezuges zum Heute. Der im offiziellen Sinne „volkhafte" Dichter strebt vielleicht überhaupt nicht zum Roman, sondern zum Epos und zur Saga und ihrer monumentalen Wirkung — also zu Formen, in denen die Geschichte zum Mythus und die Gegenwart ins Zeitlose entrückt wird. Die Zeiten des Problematischen, der Diskussion, der vom Einzelnen unternommenen Suche sind vorbei. Der Dichter, der nur noch die Stimme seines Volkes sein will, muss erfahren, dass das Dasein der Gegenwart nicht mehr von ihm selber geprüft und gestaltet wird, sondern von den politischen Gewalten, deren Dynamik ja längst die Träume der Poeten überholt hat und sich wenig mehr um sie kümmern kann. Will der Dichter mitkommen, so mag er es als P. K.-Mann, Kriegsberichter tun. Der Roman jedenfalls, diese im Grunde so unepische, so wundervoll unförmige Form des Unerfüllten, muss verkümmern. Höchstens dass sich die kulturphilosophische Besinnung in so merkwürdige Formen verkleidet wie Ernst Jüngers Allegorie „Auf den Marmorklippen" mit ihrer bengalischen Beleuchtung des Zeitenwandels.

*

Wir danken es Editha Klipstein, dass sie in ihrem neuen Roman „Der Zuschauer" (H. Goverts Verlag Hamburg 1942) dennoch versucht, den alten Prozess um die Gültigkeit unserer Lebensformen wieder aufzunehmen, anspruchsloser und konkreter als es bei Jünger allenfalls geschah. Ihr 1935 erschienener Entwicklungsroman „Anna Linde" (im selben Verlag) hatte in breiter Erzählung die Auseinandersetzung eines stolzen jungen Mädchens mit der Welt vor dem letzten Weltkrieg gegeben. Jetzt ist auf grösserer Front und mit gestraffter dichterischer Energie der Vorstoss zu einem deutschen Gesellschaftsroman unternommen. Ein gewagter Vorstoss. Denn gibt es noch eine „Gesellschaft"? Im engern Sinn, als verbindliche Ordnung und einheitlichen, farbigen Gegenstand des Romans sicher nicht mehr. (Die Symptome des Zerfalls gerade im Weimarer Deutschland hat uns etwa Bernhard Diebold mit seinem „Reich ohne Mitte" sehr aufdringlich entwickelt). Aber es gibt Reste und Ansätze, auch wenn wir nicht wissen, welche Formen unter der bewegten Oberfläche des Zeitgeschehens im Werden sind. Die Schwierigkeiten eines kulturkritischen Romans aber sind darum erst recht gestiegen, und er wird nur möglich sein unter allgemeinen und daher notgedrungen etwas abstrakten Gesichtspunkten. So begreifen wir, dass die Autorin die nähere Zeitbestimmung des Geschehens vermieden hat; konkrete politische und wirtschaftliche Umstände sind nicht genannt, doch ist der äussere Rahmen die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, jene erst jetzt aus der Distanz deutlich werdende grosse Krisenzeit mit ihrem weitgespannten Wechsel von grossen Leistungen und zukunftsreichen Ansätzen mit Versagen und Entartung.

„Es ist die furchtbare Notwendigkeit unseres Daseins, alles zu erdulden, alles uns nehmen zu lassen, niemals die äusseren Ereignisse zu überschätzen, weil sonst entweder Erstarrung unser Teil ist oder das andere uns entgeht: Ueber der Zeit zu leben und unsere wahre Gestalt zu erbauen." So spricht der „Zuschauer", der alte und kranke Mann, dem als der Mittelfigur des Geschehens der Roman in den Mund gelegt ist. Darin liegt die Begründung für die Zurückhaltung des Buches, eine stolze Selbstbescheidung des Romans und der bewusste Verzicht des Dichters auf die vita activa im Dienst einer viel schwereren Aufgabe.

*

Das menschliche Leben und Treiben, das wir durch die tagebuchartigen Aufzeichnungen des „Zuschauers" hindurch verfolgen, spielt in einem kleinen Landstädtchen und dem nahe gelegenen Kurort. Ein grosser Menschenkreis aus den verschiedensten Ständen tritt vor die Linse des Beobachters: Bauern, Bürger, Geldaristokraten, echte und falsche Künstler, ein leibhaftiger Prinz. Das Hauptinteresse beansprucht die junge, ohne Geld und Eltern herangewachsene Baronin Sofia, deren reine und kühne Natur sich auf sehr gewagten Bahnen durch diese

Gesellschaft hindurch ihrer Erfüllung nähert — sie kommt in kurzer Zeit zu vier Liebhabern, einem Kind, einer Gefängnisstrafe und einem Vermögen.

„Unsere wahre Gestalt zu erbauen": vor diesem leitenden Imperativ enthüllen sich die Mängel der dargestellten menschlichen und kulturellen Zustände, scheidet sich echt und unecht und werden die Lösungsmöglichkeiten sichtbar. Denn die kleinen und grossen Schäden der Zeit, von der Unsicherheit des äusseren Geschmacks bis zum Mangel an Glauben und an Verantwortung, finden alle ihre geheime Wurzel in einem tiefen Formzerfall unserer Existenz, im einzelnen und ganzen. Was die Zeit des 17. Jahrhunderts so abgründig erlebte: die Diskrepanz zwischen Zeichen und Bedeutung, die Maskenhaftigkeit, die Heuchelei, die Schauspielerei unseres Lebens und die reissende Hinfälligkeit menschlicher Ansprüche, das wird hier von neuem deutlich, da sich die aus dem 19. Jahrhundert kommende Gesellschaftswelt zu ihrem Ende neigt. Ein Stand ist käuflich wie seine Kleider, alles ist „Posse", die Menschen „tun die Dinge nur, damit es so aussieht, als ob sie sie täten". Geist und Physis, Moral und Leben sind in ein schiefes Verhältnis gekommen. Wie der Einzelmensch keine Gestalt mehr hat, sondern „verzeichnet" wirkt, ist die Gesellschaft verlogen oder pöbelhaft geworden. Man lebt über oder unter seinen Verhältnissen, man steht zwischen Formen und Zeiten, und höchstens der Ausweg des „Originals" scheint noch möglich.

So ist es das Problem des „Stils" im allgemeinsten Sinn, um welches das Buch kreist. Es wird dementsprechend sehr viel Augenmerk verwendet auf die Garderobe und die Möblierung, auf architektonische und gesellschaftliche Formen. Die „Leute von Welt" erhalten ihre gebührende Bewunderung. Ueberall wird jene „Uebertragung äusserer Zeichen auf ihren inneren Sinn", die wir verlernt haben, wieder ernst genommen und geübt. Die Sicherheit des alten Blutes von Bauern und Adligen wird ebenso notiert wie etwa bei einer baulichen Anlage älterer Zeit die „königliche Meisterschaft in Pracht und Bescheidenheit", „die mit dem gesamten Wesen des abendländischen Menschen und mit allen seinen Bedürfnissen abgerechnet hatte."

Das ist nur wichtig, weil es umgekehrt auf eine neue Befreiung der stilbildenden Kraft im Einzelmenschen ankommt. Es ist nicht die Zeit mehr, „alte Lügen weiterzuschleppen". Es gilt viel Ballast abzuwerfen, eine „positive Zerstörung" zugunsten einer neuen Armut zu wagen. Was Ernst Jünger am Weltbrand von Kulturen veranschaulicht, geschieht hier ebenso sinnbildlich, aber liebenswürdiger an der überlegten Reduktion auf das Nötigste, die der „Zuschauer" an seinem Hausrat und seinen Kleidern vornimmt. Alles geht darum, die „Kraft unserer antwortenden Gebärde zu steigern", aufzugehen in einer neuen Form, in der allein Selbstverwirklichung und Verewigung möglich ist. Der „innere Befehl" ist wieder zu vernehmen, die „Richtung", die „Richtigkeit" eines Lebens ist wieder freizugeben. Nicht unmittelbar nach einer neuen Moral und einem Glauben wird gerufen, denn „Ord-

nung reguliert besser als Moral". Die Heldin des Romans zeigt darin deutlich, dass sie nur „wagt, was sie wagen kann." „Die Richtigkeit eines Rhythmus wird auch unser Gewissen eines Tages stärker binden als jede Moral". Dieser Weg zu sich selber ist darum auch der Weg zu einer neuen Gemeinschaft und einem neuen Dienst.

Und es fällt denn auch das Wort „Entsagung", wie wir es kennen aus jenem frühen deutschen Gesellschaftsroman, der das 19. Jahrhundert im Namen Goethes eröffnet hat, aus Wilhelm Meisters Wanderjahren. Auch Editha Klipstein hat es sich und ihrem Sprecher, dem „Zuschauer" nicht leicht gemacht. Die Rolle dieses Mannes ist die entsagende Beobachtung, er kann das Werden einer neuen Existenz in der Heldin Sofia nur fördern und verfolgen, aber nicht mehr teilen. Und so kühn der Gang dieser Sofia ist, wir erleben ihn nur in mannigfach gespiegelter und filtrierter Form. So charakterisiert diese kompositorisch glänzende Idee des „Zuschauers" offenbar den Standort der Dichte in selber. Die Handlung scheint oft nur Vorwand und Anlass für die gescheiten Bemerkungen und Diskussionen, die daran geknüpft sind. Und so mag man das Gefühl haben, es sei hier zuviel der Reflexion und der bewussten Klugheit, man verharre zum Teil im Bereich der blossen Stilfragen und der blossen Formulierungen, an denen alles liegt, und verfehle die lebendige Wirklichkeit mit ihren sachlichen Entscheidungen. Aber die Klugheit der Autorin ist auch diesem Einwand bereits begegnet: „Auch die Klugheit lernten wir zu sehr verachten, weil wir sie wahrhaftig mit der Schlauheit verwechselten. Aus einem verdummten Lande aber kann nie ein gutes Land werden." Das mag uns vollends bestimmen, auf die Stimme dieses ungewöhnlichen Buches zu achten, das von einer seltenen Kultur des Geistes zeugt.

Max Wehrli.

Zeitschriften

Unter diesem Titel möchten wir regelmässig eine kurze Auslese bieten aus den Zeitschriften, die uns unter die Augen gekommen sind. Die wichtigsten Artikel sollen herausgestellt, die besten Sätze daraus zitiert werden. Wir streben dabei weniger nach Vollständigkeit als nach strengem Masstab; die Aufsätze, die wir ankündigen, sollen im wörtlichen Sinne „lesens-wert" sein.

Das besondere Thema der vorliegenden Chronik ist „Selbstbesinnung der christlichen Kirche." Wenn wir darin einige Sätze zitieren, wo Männer der Kirche im Namen der Kirche „mea culpa" rufen, so bitten wir den Leser um seine Achtung vor so viel Aufrichtigkeit: es wäre nicht nur taktlos, sondern lächerlich, wollten wir Laien diese Aufrichtigkeit von kirchlicher Seite zum Anlass nehmen, um pharisäisch über die Kirche zu Gericht zu sitzen; was gegen sie vorgebracht wird, trifft auch uns.

The Journal of Religion[1]) bringt ein „symposium" von zehn Artikeln über ein einziges Thema: zehn bekannte Theologen fixieren Die nächste Aufgabe der Theologie. Wir möchten ihre Namen nicht aufzählen, da sie — ausser etwa Jacques Maritain — unsern Lesern kaum bekannt sein dürften. Gegen den Schluss wird das Heft zu einem theologischen Fachgespräch, das nicht mehr von allgemeinem Interesse ist. Aus den paar ersten Aufsätzen dagegen möchten wir Folgendes zitieren:

„Die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben die stereotypen Formeln der liberalen Theologie unterhöhlt — diese Formeln, auf deren unverbrüchlicher Gültigkeit die ganze philosophische, soziale und erzieherische Arbeit der Kirche beruhte." In dem Masse, wie sich diese Formeln von der eigentlichen christlichen Tradition entfernt und der bürgerlich-humanistisch-idealistischen Weltanschauung angeglichen hatten, wurden sie auch mit hineingerissen in den Untergang dieser Weltanschauung. „Als die christliche Sozialethik nichts mehr anderes war als der Fortschrittsglaube aller weltlichen Utopisten — als die christliche Idee von der menschlichen Natur nicht mehr zu unterscheiden war von der Idee progressiver Veredelung des Menschen durch geeignete Erziehung — da war das Ende nahe."

„Das Ansehen des christlichen Denkens hat abgenommen, und die allgemeine Annahme der christlichen Grundsätze ist geschwunden. Nicht selten findet man einen Mann, der die moderne Welt kennt und versucht hat, sie mit seiner alten Religion zu vereinbaren — aber da er dabei wenig oder keine Hilfe gefunden hat bei den offiziellen Vertretern der Religion, hat er die Religion aufgegeben um eben dieser praktischen, wahrnehmbaren Welt willen, die er kennt." Aber auch „der Glaube an das freie Individuum, stark geworden in der Renaissance, ist in der Zersetzung begriffen, sozusagen zerrieben zwischen verantwortungsloser Anarchie und sozialem Determinismus. Das stolze Vertrauen in die Vernunft, das in der Aufklärung geboren wurde, ermattet jetzt. Vor all diesen Zerfallserscheinungen stimmt der moderne Mensch gern einer ‚Revolutionsphilosophie' bei. Sein Misstrauen gegenüber seinem eigenen Schicksal, ein Gefühl der Ohnmacht lässt ihm eine allgemeine Revolution als das einzig Richtige erscheinen. Gewalt ist sein Ersatz für das Denken", das mutlos, ausweglos, lästig geworden ist. „So ruft er dem Chaos als dem letzten möglichen Weg nach Utopia."

Industrialisierung, Weltverkehr und Weltwirtschaft haben die Welt so sehr verändert, dass beim Einzelnen „die Einbildungskraft nicht ganz nachkommt; ein undeutliches Gefühl, dem Spiel enormer unsichtbarer Kräfte ausgeliefert zu sein, verstört die Menschen. Es ist eine seltsame neue Welt, und das Christentum scheint nicht mit ihr fertig zu werden. Viele Christen haben sehr geschickte Theorien auf-

[1]) Organ der theologischen Fakultät der Universität Chicago, Verlag John Knox, Band XXI, Nummer 4, Oktober 1941.

gestellt, welche die Aufmerksamkeit weglenken vom Versagen der Kirche als irdische Einrichtung, indem sie die Aufmerksamkeit hinlenken auf die überirdische Rolle der Kirche als mystischer Körper, als übernatürlicher Kanal der göttlichen Gnade. Aber viele Hörer fühlen eine pompöse Bedeutungslosigkeit in den Predigten, die sie hören. Oft ist die Tätigkeit der Kirche nur eine grosse Flucht ins Gefühl (intense emotional escapism), wo verzweifelte Frauen und Männer Trost finden, aber ohne sich offen auseinanderzusetzen mit den sozialen Fakten, welche die Menschheit in diese verzweifelte Lage gebracht haben — ohne gründlich gelehrt zu werden, welche Grundlagen das Christentum für die soziale Sicherheit und die soziale Entwicklung der Welt bietet."

Nächste Aufgabe der Theologie wäre also das Studium „der Beziehung zwischen dem christlichen Glauben und den Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Weite Kreise erkennen, dass das christliche Evangelium nicht nur soziale Folgen hat" (neues Verhalten des Einzelnen innerhalb der bestehenden sozialen Ordnung) „sondern dem Menschen die Verantwortung überträgt, die Gesellschaft von Grund auf neuzubauen. Dieser Tage reden wir viel von einem „gerechten und dauerhaften Frieden". Was soll seine Grundlage sein? Werden die Uebel, die jetzt in Kriegszeiten hell aufflackern, nur auf verstecktere Art weitermotten in der wirtschaftlichen und politischen Ungerechtigkeit, in den kleinen und grossen Ueberheblichkeiten, der Bitterkeit und den heimlichen Betrügereien eines von Menschen gemachten Friedens? Werden die christlichen Kirchen einen Beitrag zu liefern haben zu den Friedensverhandlungen? Werden sie auf Grund einer umfassenden christlichen Philosophie vom All, vom Menschen und von der gesunden Gemeinschaft ... einen wirklich eindrücklichen Anspruch auf Einfluss erheben können"?

Anderswo wird als „nächste Aufgabe" das Studium folgender Fragen gefordert: Ist die christliche Lehre die Summe aller philosophischen Erkenntnisse der Menschheit, oder ist sie, philosophisch betrachtet, doch nur ein zeitlich und örtlich gebundenes Erzeugnis, die „Spezialität" einer gewissen Epoche, eines gewissen Landes und eines gewissen Menschen? — Ferner: „Das tiefste Problem in der Entwicklung der christlichen Lehre von Gott ist die Beziehung zwischen Gottes Willen und den höchsten menschlichen Moralmasstäben." Stimmen beide überein, oder geht vielleicht Gottes Willen in einer ganz andern Richtung als unser moralischer Instinkt, unser menschlicher „Wille zum Guten"? — Ist der Mensch zu innerst aufs Höchste gerichtet, unruhig und unglücklich, bis er sich diesem Höchsten hingibt, oder ist er zu innerst ein abgefallenes Wesen, jemand also, dessen tiefste Neigung es ist, Gottes Plan immer wieder zu zerstören? — Nach hebräisch-christlicher Auffassung ist die Geschichte das eigentliche Feld, in welchem sich Gottes Plan auswirkt; stimmt diese Auffassung?

Ueber die ökumenischen Bestrebungen: „Der fruchtbarste Weg zu ökumenischer Zusammenarbeit führt nicht über ein gemeinsames Minimum an theologischen Formeln, sondern über die Bildung von kameradschaftlich geeinten Gruppen Verschiedengläubiger, die zusammen praktische Aufgaben anpacken und dabei die Verschiedenheit ihrer religiösen Erfahrungen als Bereicherung empfinden werden. Die beste Theologie wird nicht durch Komitees geschrieben werden, sondern durch schöpferische Denker, die frei aus ihrer eigenen innersten Einsicht heraus schreiben. Das steht einem intensiven ko-operativen Denken nicht entgegen." Aber es geht nicht um Uebereinstimmung der Doktrinen (man kann ideell tadellos übereinstimmen — das bedeutet noch nicht, dass man praktisch zusammenarbeiten kann und auch wirklich zusammenarbeitet) sondern um tätige Kameradschaft von Individuen, deren jedes dem andern seine freie persönliche Entfaltung gönnt.

Maritain, der französische Thomist, behandelt das Problem der ökumenischen Zusammenarbeit, allerdings ohne viel zu sagen. Der letzte Satz seines Beitrages lautet, man müsse „mit Männern andern Glaubens in vollkommener Gerechtigkeit, Liebe und Verständigung leben, und zugleich den wahren Glauben vollkommen ganz und rein erhalten." Der Satz würde offenbar keineswegs verfälscht, wenn wir für „den wahren Glauben" setzen würden: „den eigenen Glauben." So verrät hier Maritain ganz nebenbei — und wohl auch ganz unbewusst — dass für ihn das „Eigene" eben doch das einzig „Wahre" ist...

Als auffällig darf hervorgehoben werden, wie oft Brunner und Barth zitiert und (neben Niebuhr) als „die" Theologen bezeichnet werden — als die, welche auch gerade ihre amerikanischen Kollegen zu neuem und gründlicherem Denken angeregt haben.

Deutsche Theologie[2]) enthält einen Artikel von Karl Fezer über Die Predigt als Verkündigung und Zeugnis. Der Pfarrer muss predigen „mit einem wissenschaftlich guten Gewissen." Er muss alle Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit seiner Theologie vereinen können und auch wirklich vereinen — soweit jedenfalls, dass er seine Theologie immer wieder in Frage stellt, sobald eine wissenschaftliche Tatsache darin nicht mehr Platz hat, und dann nicht ablässt, bis seine Theologie diese Tatsache sozusagen „verdaut" hat. Nur das gibt ihm die Sicherheit, „dass wir die neutestamentliche Botschaft von Jesus als dem Christus nicht bloss solange weitergeben können, solange wir uns gegen das, was auf den andern Gebieten der Wissenschaft als Tatsachenmaterial vorliegt, krampfhaft abschliessen, sondern dass wir ... als Verkündiger des Evangeliums die Wahrheit ... auf gar keinem Gebiet zu fürchten haben."

Nur dann wird aber die Predigt wahre Kraft haben, wenn der

[2]) Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Heft 10/12, Oktober/Dezember 1941.

Pfarrer selbst in seinem ganzen Privatleben Gott gehorsam ist — sonst wird er „in seiner Fähigkeit, der Gemeinde die Botschaft deutlich zu machen, ja, sogar schon in der Fähigkeit, selber die Botschaft zu hören und zu verstehen, ganz empfindlich geschädigt. Wenn es so steht mit der Bedrohung der Kraft unseres Zeugnisses durch unsern persönlichen Ungehorsam dem Evangelium gegenüber, was ist dann zu tun? Wir sind milde (oder muss ich sagen: weich?) gewesen in Bezug auf den persönlichen Christenstand als Voraussetzung für das Amt der Verkündigung. Die Zeit ist hart geworden. Was wir nicht meinten, verlangen zu dürfen, verlangen nun die Umstände" — nämlich dass der Pfarrer auch „ein wirklicher Christ ist". Bei den Aposteln stand das ganze eigene Privatleben als Bekräftigung hinter der Predigt. „Gerade an der vollkommenen Durchsichtigkeit seiner Persönlichkeit für Andere, daran, dass sie das helle Licht der Sonne nicht zu scheuen braucht, ist Paulus mit Rücksicht auf seine Verkündigung alles gelegen. Es gibt keinen „heimlichen" Paulus, den niemand kennen darf, weil er so viel weniger christusförmig ist als der Apostel, der öffentlich die Botschaft von Jesus verkündigt." So kommt alles auf die Gottverbundenheit des Pfarrers selber an: „Die entscheidende Frage bei der Erneuerung der Predigt ist die Erneuerung der Prediger."

Ueber Das prophetische Berufungserlebnis berichtet A. E. Rüthy in der Internationalen Kirchlichen Zeitschrift[3]). Er schildert sehr klar das Gemeinsame im Erlebnis von Jesaja, Jeremia, Ezechiel, Amos. Wir möchten aus seiner Arbeit nur die letzten Sätze herausgreifen, weil sie, wenn auch auf ganz indirekte Art, die Antwort enthalten auf alle Not der heutigen Kirche:

Der Prophet wird „gerade durch die Berufung in eine Kampfsituation hinein versetzt. Mit dieser Kampfsituation, in der die Propheten stehen, hängt es zusammen, dass sie immer wieder des Verkehrs mit Gott bedürfen. Wir kennen ja zur Genüge ihre Polemik gegen die falschen Propheten, die von ihrer Gabe ganz nach Wunsch Gebrauch machen können, ... die für alles und jedes eine Offenbarung ... zur Verfügung haben." Die echten Propheten charakterisiert im Gegenteil ihre ständige Abhängigkeit von Gott: „Nichts als gehorsame Hörer des Rufes, der an sie ergeht, wollen sie sein. Wohl hat die Stunde der Berufung ihre einzigartige Bedeutung, aber damit ist dem Propheten nicht alles in die Hand gegeben. Und gerade dieses Nichtverfügenkönnen, dies Unterstelltsein unter die Notwendigkeit steten Hörens auf Gott ist ein Kennzeichen der echten Propheten."

Kurt Sulger.

---

[3]) Verlag Stämpfli, Bern, 31. Jahr, 3./4. Heft, Juli/Dezember 1941: der besprochene Artikel gibt eine Antrittsvorlesung an der Universität Bern wieder.